

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 50 (1994)
Heft: 5

Rubrik: Wortbedeutung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mann sofort klar: Die erste Möglichkeit war der Konjunktiv, die zweite aber die Erzählform. Und das ist bei jenen («schwach» genannten) Zeitwörtern nicht zu unterscheiden, die sich in den Stammformen lautlich nicht verändern – wie schauen, schaute, geschaut oder hören, hörte, gehört. Am Gegenbeispiel «starker» Zeitwörter wird der Unterschied sehr deutlich: gehen, ging, gegangen oder sehen, sah, gesehen.

Man sollte also weder die (vermeintliche) Würde der Schreibweise noch den Gebrauch des Wörtchens «würde» übertreiben. Im ersten Fall kommt allzuleicht Geschraubtes heraus, im zweiten Fall aber eine schleppe, ermüdende Darstellung.

Und jetzt leuchtet ein, worin das Geheimnis eines lebendigen Stils liegen kann: im Verzicht auf die Passivform, die ein schwerfällig wirkendes Hilfsverb braucht. Man kann natürlich schreiben: «Der Hund wurde vom Tierquäler geprügelt.» Aber einfacher geht es so: «Der Tierquäler prügelte den Hund.» Es lohnt sich also der Versuch, Sätze aus dem Passiv in das Aktiv zu verwandeln, wenn man lebendiger schreiben möchte. Das zeigt sich am ersten Satz dieses Beitrages, der im Passiv so lautet: «In einem Zeitalter, da von vielen Leuten einiger Wert auf würdevolle Sprache gelegt wurde, wurde der Gebrauch des Wörtchens würde für würdelos gehalten.»
Clemens M. Hutter

Wortbedeutung

Zu guter Letzt

Was ist das für eine «Letzt», die wir gut zu nennen pflegen? Das hat sich gewiß schon mancher gefragt, dem der Ausdruck begegnet ist, zumal dann, wenn er nicht wußte, ob man die «Letzt» nun groß oder klein schreiben müsse. Sie wird groß geschrieben, und zwar weil das Wort sozusagen ein ausgestorbenes Hauptwort ist, das nur dem Sinne, nicht aber der Herkunft nach mit dem gebräuchlichen «letzt» zu tun hat: die Letzte. Richtig müßte es heißen: zu guter Letz. Das Wort bedeutete so viel wie Abschied, Ende von etwas, Abschiedsgeschenk. Noch bei Wieland heißt es: «wie sie zu guter Letzte den goldenen Becher mir bot». «Letz» hatte auch die Bedeutung von «link», «minder»: die «letzte Seite eines Stoffes» oder – in der Mundart noch gebräuchlich – «es isch alles lätz, was er macht». Auch die eidgenössische «Letzi», die Grenzmauer, hängt mit dieser «Letz» zusammen, genau wie das Verbum «verletzen» = etwas letz machen. Man muß annehmen, daß ganz einfach die Nähe des Wortes zu

dem Begriff «zuletzt», «letzt», als es nicht mehr verstanden wurde, dazu geführt hat, daß man ihm den ungegerechtfertigten Buchstaben t angehängt hat.

Ähnlich ergeht es ja gegenwärtig dem Wort «übernächtigt», das man zu Unrecht mit einem auslautenden t versieht, obschon es kein Partizip ist, das auf «-tigt» auslautet, wie «gefertigt» oder «ermächtigt»; ein Zeitwort «übernächtigen» gibt es nicht! Achten Sie darauf, wenn Sie dem Wort begegnen: 99mal unter hundert Malen steht «übernächtigt» statt des einzig richtigen «übernächtigt» – ein Eigenschaftswort wie «ohnmächtig», «richtig», «verdächtig». Wir sind Zeugen dieses Vorgangs, wie einem Wort ein sinnloser Buchstabe angehängt wird, weil man es nicht mehr versteht.

Wie einem Wort im Lauf der Sprachgeschichte auch ein Buchstabe genommen werden kann, dafür steht das Wort «Echse». Die in unseren Gegenden bekannteste ist die Eidechse. Sie hat aber mit einem «Eid» nichts zu tun. In dem Wort stecken mittelhochdeutsch «dehse» = Spindel und ein kaum erklärbarer erster Wortteil

«egi» oder «ei», der möglicherweise soviel wie «Schlange» bedeutet. «Durch falsche Abtrennung des zweiten Gliedes entstand im 19. Jahrhundert »Echse« als zoologischer Sammelname für eine Unterordnung der

Kriechtiere», steht im Duden. Das falsche Wort «Echse», das eigentlich «Dechse» lauten sollte, ist geblieben. Die Bestätigung finden wir in der Trennung des Wortes «Eidechse»: Eidechse. David †

Hochdeutsch und Mundart

Des Deutschschweizers schlechtes Verhältnis zum Hochdeutschen – und was man tun könnte und sollte, es zu verbessern

Jeder Sprachfreund wird die Mißliebigkeit des Hochdeutschen bei einem Großteil der Deutschschweizer beklagen. Sie hat verschiedene Ursachen; bei älteren Zeitgenossen nicht zuletzt die Tatsache, daß Hochdeutsch die Sprache des 1000jährigen Reiches war. Sonderbarerweise aber kommt in den unzähligen Artikeln, die sich mit dem Problem befassen, wie das Sprachvermögen des Durchschnittsschweizers verbessert werden könnte, der folgende Aspekt kaum je zur Sprache.

Eine unbestreitbare Tatsache: Ein normaler Mensch strebt, wenn er nicht zur Gattung der Chaoten gehört, nach Harmonie und Schönheit. Was «schön» ist, braucht hier nicht näher definiert zu werden; wir lieben schöne Dinge, schöne Blumen, einen schönen Schmetterling, eine schöne Gegend und das, was wir in der Kunst als schön empfinden: Melodie, Harmonie und Rhythmus in der Musik, schöne Bewegungen im Ballett, Farben, Linien und Raumaufteilung in Malerei, Skulptur und Architektur und so weiter und so fort. Die Freude am Schönen entsteht schon früh: Das Baby lächelt beim Klang eines Glöckleins, ein Kind freut sich über einen schön roten Ball. Später kommt von außen eine gelenkte Erziehung zum Schönen dazu, vor allem in der Musik: Mahler zu genießen, schön zu finden fällt uns nicht einfach in den Schoß.

Und nun die Sprache. Bezeichnend ist der Ausdruck «schöne Literatur»; seit eh und je haben sich Sprachfreunde über geschliffene, ausdrucksvolle Formulierungen gefreut. (Thomas Mann in *Bilse und ich*: «Das scharfe, gefiederte Wort, das schwirrt und trifft und bebend im Schwarzen sitzt.») Dieses Vergnügen kann sich bei musikalischen, sprachbegabten Kindern spontan einstellen – aber ganz entscheidend ist, ob sie das Glück haben, von Lehrern unterrichtet zu werden, die die deutsche Hochsprache «von ganzem Herzen und ganzer Seele» lieben und diese Begeisterung ihren Zöglingen weitergeben. (Unvergeßlich die eigentümliche Mischung aus Ergriffenheit und Wohlgefallen, die den Schreibenden erfüllte, als vor einem Zweidritteljahrhundert der Deutschlehrer der Klasse mit feuriger Emphase Gottfried Kellers Gedicht *O mein Heimatland* vortrug!)

Daraus ergibt sich die Forderung an die maßgeblichen Stellen: Als Lehrer darf man nur Leute ausbilden und anstellen, die imstande sind, ihre Zöglinge für gutes Deutsch zu begeistern. Mathematisch ausgedrückt: Die Deutschkenntnisse der Schüler sind proportional zum Sprachvermögen des Lehrers; je besser dieses ist, um so größer das der Schüler.

NS: Wie man sieht, lehnt der Verfasser die überflüssige moderne Marotte ab, jedem Maskulinum ums Verr... ein Femininum beizugesellen, wenn beide Geschlechter gemeint sind.

Peter Geiser